Zweites Blatt.

Der Enztäler

Zweites Blatt.

Nr. 54 — Samstag den 5. März 1932 — 90. Jahrgang

Einer Wirtschaftsblockade entgegen

(Wirtschaftliche Wochenschau)

Der Zollkrieg um Deutschland — Die Landwirtschaft, Deutschlands Schicksal — 4 Milliarden Reichsmark Zahlungsmittel — „Vor einem großen Aufstieg"

(Nachdruck verboten!)

is. Ueberall in der Welt türmen sich der deutschen Ausfuhr kaum zu überwindende Zollmauern entgegen. So will die Schweiz zu Einfuhrverboten greifen, weil vor allem die deutschen Waren das Land überschwemmen. Die französische Kontingentierungspolitik trifft gerade die deutsche Ausfuhr. Aus der endlosen Liste der Länder, die sich gegen ausländische Einfuhr wehren, seien hier angeführt: im Norden Großbritannien, Holland, Dänemark, Schweden, Finnland, Lettland; im Osten Polen, Tschechei, Ungarn, Südslavien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Türkei; im Westen Frankreich; im Süden Italien. Außerhalb Europas steht es nicht besser. Die Welt sperrt sich gegen uns ab. So können wir keine Devisen mehr durch die Ausfuhr hereinbekommen, mit denen wir dem Auslande wieder Waren abnehmen. Wir gehen so einer Wirtschaftsblockade entgegen, die an die Zeiten des Krieges erinnert.

Die deutsche Regierung wollte dieser Entwicklung nicht tatenlos zusehen und griff nun ihrerseits zu Kampfzöllen. Diese Kampfzölle richten sich gegen die Einfuhr vor allem der Länder, die gerade die deutschen Waren ablehnen und mit denen wir keine Handelsverträge abgeschlossen haben. Sie haben ihren Zweck insofern erreicht, als Italien, Frankreich und Polen zu günstigeren Handelsverträgen bereit sind.

Die Hauptsorge Deutschlands muß nun darauf gerichtet sein, daß es seine Ernährung sicherstellt, da ja die Einfuhr von Getreide wegen des Mangels an Devisen unmöglich werden könnte. Deutschland kann sich nun z. B. fast ausschließlich aus eigener Scholle ernähren. Trotzdem muß die Landwirtschaft, wie Reichsminister Dr. Schlange-Schöningen den Vertretern der Presse gegenüber betonte, alle ihr zur Verfügung stehenden Betriebsmittel einsetzen, um eine möglichst hohe Ernte zu erzielen. Die Deutsche Landwirtschaftsgenossenschaft betonte in einer Denkschrift die Schwierigkeiten der kommenden Ernte. Schon allein um des Tributkampfes willen aber darf es nicht so weit kommen, daß Deutschland, bedroht durch Hunger im Lande, neuen Zahlungen zustimmt, wenn man ihm Gold für eine Getreideeinfuhr gibt. Ob Deutschland den nun unternommenen Tributkrieg zu gutem Ende durchführt und damit den Weg der Besserung beschreiten kann, das entscheidet hiemit zu einem großen Teil seine Landwirtschaft, der Bauer!

Die Jahresabschlüsse deutscher Industrieunternehmungen tragen deutlich die Spuren der heraufziehenden Blockade. Allerdings ging das Inlandsgeschäft z. T. noch stärker zurück als die Ausfuhr, wie z. B. bei der A.E.G. Der Umsatz dieses Unternehmens sank im letzten Jahr um rund 30 Prozent auf 370 Mill. Das Unternehmen schloß mit einem Verlust von 20 Mill. ab. Wenn im laufenden Jahr auch das Geschäft weiterhin zusammenschrumpfte, so ist doch der Betriebsverlust zurückgegangen. Besser als die A.E.G. schnitt das Elektrounternehmen Siemens u. Halske ab, das sogar eine Dividende von 9 Prozent gewähren konnte. Die Bayerischen Motorenwerke (B.M.W.) konnten zwar keine Dividenden verteilen, doch kamen sie ohne Verlust (sogar mit einem bescheidenen Gewinn) davon. Für die deutsche chemische Industrie war es sehr zu begrüßen, daß die Verständigung der J.G. Farbenindustrie mit Frankreich und der Schweiz nun auch auf England ausgedehnt wurde. Damit will man schädlichen Wettbewerb zwischen den Staaten ausschalten.

Die Reichseinnahmen an Steuern gehen selbstverständlich zurück. So gingen an Steuern im Januar 1932 nur 730 Millionen also um 30 Prozent weniger ein als im selben Monat des Vorjahres. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß durch Steuerhinterziehungen dem Staat hohe Summen vorenthalten werden, wie z. B. die riesigen Zuckerschiebungen der letzten Zeit beweisen. Hier wurde der Staat allein um rund 80 000 RM. betrogen. Durch große Devisenschiebungen wurde neuerdings das Reich um 800 000 RM. geschädigt.

Die Preissenkung hat vielfach nicht befriedigt. So ging der Preis für Roggenmehl nicht zurück, obwohl seit 18. Febr. die Roggenpreise um 7 RM. je Tonne sanken. Auch die Preise für Roggenbrot (in Berlin wenigstens) sind zu hoch. Der Preiskommissar, der noch weitgespannte Vollmachten besitzt, sollte hier endlich einmal rücksichtslos eingreifen. Dem Bierstreik schließt sich nun ein Lichtstreik an. Der Preiskommissar wird sein Amt nach den bescheidenen Erfolgen weiterführen.

Der Ausweis der Reichsbank vom letzten Februar zeigt einen um 270 Mill. RM. verstärkten Geldbedarf der Wirtschaft, nachdem in der letzten Zeit größere Mengen von Zahlungsmitteln der Reichsbank zurückflossen. Nach einer Angabe der D.-D.-Bank dürften heute immer noch 800—1000 Millionen Reichsmark Zahlungsmitteln gehamstert sein, die also dem Wirtschaftsverkehr entzogen sind. Im ganzen würde demnach zurzeit der Zahlungsverkehr mit 3,6—4 Milliarden Reichsmark bewältigt werden.

Wie steht es nun um Deutschlands Zukunftsaussichten, nachdem wir uns aus eigener Kraft in die Höhe arbeiten müssen. „Die deutsche Wirtschaft steht vor einem großen Aufstieg, wenn sie den Bruderhaß beiseite läßt." So meinte jüngst Universitäts-Professor Dr. A. Weber, einer unserer besten Volkswirtschaftler. Zum Aufstieg selbst müsse der produktive Mittelstand, Handwerk und Landwirtschaft, die deutsche Volkswirtschaft emporführen. Die ständische Idee endlich sei von Nutzen, wenn sie das Gefühl der Selbstverantwortung stärke und bewußt zur Dezentralisation führe.

*

Warenmarkt. Die Großhandelsindexziffer ist mit 100,1 gegen die Vorwoche (100,0) nahezu unverändert. Die neuerdings eingetretene Umkehr in der Preisbewegung, die von den Agrarstoffen ausgeht, rief große Erregung hervor. Nur durch Zwang gelang es dem Reichskommissar Dr. Gördeler, den Brotpreis auf der bisherigen Höhe zu belassen. Seine Bierpreisaktion ist bis jetzt gescheitert, da die Berliner Wirte in den Bierstreik getreten sind. Infolge des katastrophalen Rückgangs des Inlandsabsatzes nimmt die Bedeutung der Ausfuhr trotz ihres absoluten Rückganges immer noch zu. Unter diesen Umständen ist es verdienstlich, wenn Reichsbankpräsident Dr. Luther kürzlich energisch betont hat, Autarkie-Ideen seien zugleich Elends-Ideen. Für ein so hochentwickeltes Industrieland wie Deutschland würde eine völlige Autarkie einfach den Tod bedeuten.

Viehmarkt. Die Schlachtviehmärkte hatten im ganzen lässiges Geschäft. Bei Schweinen kam es überall zu deutlichen Preisnachlässen. Auch Kälber erfuhren eine Abschwächung, während Großvieh meist unverändert lag.

Holzmarkt. An den Rundholzmärkten hielt sich das Geschäft in den gewohnt ruhigen Bahnen. Die zu erzielenden Preise geben dem Waldbesitzer so gut wie keine Verdienstmöglichkeit. Am Schnittwarenmarkt herrscht weiter gedrückte Stimmung.

Konkurse und Vergleichsverfahren. Neue Konkurse: Felix Fritz, Tabakwarengroßhandlung in Stuttgart; Anton Seyboldt, Inh. d. Fa. Seyboldt u. Hirschauer, Silberwarenfabrik in Gmünd; Beda Koch, Sägewerksbes. in Weilen OA. Rottweil; Fa. Kuhn u. Miller, Vertrieb von Textilwaren en gros in Biberach a. R.; Ernst Bollmer, Malermeister und Bauunternehmer in Kornwestheim; Jos. Brenner, Taglöhner und Inh. eines Kolonialwarengeschäfts in Taldorf OA. Ravensburg; Nachl. d. Kraftfahrers Leonhard Staib in Reutlingen. — Vergleichsverfahren: Ernst Brechtel, Schuhgeschäft in Böblingen; Jakob Eisenmann, Hausschuhfabrikant in Kirchheim a. N., OA. Besigheim; Karl Braun, Manufakturwarengeschäft in Heilbronn; Hermann Aberle, Weiß-, Woll- und Konfektionsgeschäft in Wildbad; S. Hauser, Magnetspulenfabrik in Tuningen OA. Tuttlingen; Autohaus „Vompa" in Stuttgart; Fa. E. F. Stähle, Herren- und Damenbekleidung in Heilbronn; Johannes Göser, Oel- und Fettwarenhandlung in Salach; Heinrich Reher, Korbmachermeister in Ulm; Fa. Martin u. Held, Große Stadtmühle, Sägewerk u. Mühle in Tuttlingen.

Aus Goethes Dichtungen

Zum Goethe-Jahr 1932

Freundschaft

Selig, wer sich vor der Welt
ohne Hast verschließt,
einen Freund am Busen hält
und mit dem genießt. (Gedichte.)

*

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als ein Glück bedenkt.
(Tasso.)

*

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten. (Briefe.)

BETTEN
BREUSCH
Matratzen
Aussteuern
Qualitäts-Erzeugnisse aus eigenen Werkstätten
FR. Breusch
Pforzheim, Metzgerstr.
Erstes Haus am Platze.

DER PRINZ VON PERSIEN
ROMAN VON WOLFGANG MARKEN
URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(20. Fortsetzung.)

„Guten Morgen, Herr Groth! Ich habe noch sehr gut geruht. Aber Sie ... Sie müssen müde sein durch die aufopfernde Nachtwache. Wie soll ich es wieder gutmachen?"

„Mylady, es ist mir eine so große Freude, wenn ich Ihnen wirklich einen Ritterdienst leisten darf. Wenn ich aber eine Bitte aussprechen darf, dann folgen Sie dem Vorschlag des Notars, der vor einer Viertelstunde anrief und mich beschwor, die Scheidungsklage wegen Mißhandlung einzuleiten."

Doch die junge Frau schüttelte ernst das Haupt.

„Nein, das kann und will ich nicht, Herr Groth!" sagte sie fest.

„Mylady!" begann Berndt wieder. „Ich habe alles lange überlegt, bevor ich diese Bitte aussprach. Und wenn ich es jetzt tat, dann geschah es nicht, um Lord Durham vor den Augen der Welt zu schonen. Das hat er nicht verdient. Ich sprach die Bitte um Ihretwillen aus, Mylady!"

„Um meinetwillen!" Wie wohl das Wort tat. Sie schloß einen Augenblick die Augen, und ein Glücksgefühl, das sie sich nicht erklären konnte, auch nicht wollte, erfüllte sie plötzlich.

„Ja, Mylady! Um Ihretwillen! Ich bin glücklich, daß Sie in mir den Kameraden sehen, der mit Ihnen durch dick und dünn geht. Und ich schätze Sie, Mylady, ich verehre Sie und es würde mir wehe tun, wenn Ihr Name in die Oeffentlichkeit gezerrt würde."

„Muß ich die Oeffentlichkeit scheuen, Herr Groth?" fragte sie unsicher.

„Nicht im geringsten! Aber Mylady leben in einem bestimmten Gesellschaftskreise ..."

„Aus dem ich ja herauswill!"

Berndt sah sie erstaunt an. „Mylady wollen ..."

„Mein Leben auf eine ganz andere Basis stellen."

„Wie meinen Sie das, Mylady?" fragte Berndt.

„Es gibt Erlebnisse, die den ... Menschen in uns aufleben lassen, erwachen lassen, Herr Groth, und das Entsetzliche dieser Nacht ... hat es getan. Ich bin noch in dieser Nacht mit mir ins Gericht gegangen, und mein ganzes Leben floß an mir vorbei. Alles sah ich zum Greifen deutlich vor mir, und auf einmal drängte sich mir die Frage auf: Wenn ich jetzt tot wäre, wem würde ich fehlen, wer würde eine Träne um mich weinen? Und da war die unbarmherzige, grausame Antwort: Niemand!"

„Mylady!" warf Berndt bittend ein. „So dürfen Sie nicht sprechen! Sie sind gut von Herzen."

Wieder sah sie ihn mit glänzenden Augen an. Ihre Stimme zitterte, als sie sprach: „Ich ... bin ... gut! Sie machen mich froh durch das Wort, Herr Groth! Aber ist das denn genug? Sehen Sie, Herr Groth ... ich habe in den Werken der Dichter gelesen. Da stand soviel Schönes über das Leben, daß man es erkämpfen, daß man es erringen muß, um es zu besitzen, daß erst das Leid uns Beglückung bringt. Von der Seligkeit der ... Liebe und soviel Wahres geschrieben von Menschen, die mit blutendem Herzen um das Leben rangen. Und ich ... ich habe das alles nicht verstanden. Jetzt aber, jetzt fühle ich, daß der ganze Sinn unseres Lebens doch zu leben ist. Ich ... ich habe ... nie Liebe erfahren ... nie! Im strengen Elternhause war das Leben verpönt. Zucht und Ordnung, Strenge, das brachte meine Kindheit mir und meiner toten Schwester. Kaum ein Sonnenstrahl. Aber meine Eltern waren stolz darauf, daß sie uns zu Damen ohne Tadel erzogen hatten, daß wir sicher und unberührt durchs Leben schritten. Und unsere Sicherheit, jeder Lebenssituation gegenüber, sie kam doch nur aus der Armut des Herzens."

Sie hielt einen Augenblick inne, dann sah sie ihn weh an.

„Ich war so arm, trotz allem, was ich besaß, Herr Groth ... meine Seele kannte kein Erleben. Und das soll anders werden! Ich halte es so nicht mehr aus. Als meine Schwester starb, erfuhr ich zum ersten Male bitteres Leid und ihr Tod brachte zugleich eine Aufgabe mit sich ... eine Rache nahm ich auf mich. Aber es ist doch nur eine persönliche Angelegenheit. Ich gebe sie auf. Die Tote wird mir nicht grollen. Ich spüre doch: Ich bin ein Weib!"

Berndt hatte Viola erschüttert zugehört. Er empfand, wie es in der Seele des gequälten Weibes aussah.

Aus einem Gefühl heraus faßte er ihre Rechte und sagte: „Und was wollen Sie jetzt tun?"

Sie sah ihn hilflos an. „Ich weiß es nicht, Herr Groth!"

„Wollen Sie den Klagepassus ändern?"

„Nein!" sagte sie bestimmt. „Ich will den Mann vor den Augen der Welt brandmarken, vielleicht macht ihn das unschädlich. Es ist meine Pflicht, es zu tun."

„Und dann, Mylady, was soll geschehen, wenn Sie geschieden sind?"

„Ich weiß es noch nicht, Herr Groth."

Dann sah sie ihn flehend an und bat: „Herr Groth ... Sie sind doch mein Kamerad ... helfen Sie mir ... helfen Sie mir, daß mein Leben reich wird, daß ich nicht mehr unfroh bin, nicht mehr unnütz auf der Welt!"

„Mylady, ob ich das vermag?"

„Oh, Sie vermögen es! Sie sind ja das Leben, Sie sind die Kraft. Alles Vertrauen habe ich zu Ihnen. Sie müssen mir einen Weg weisen, der empor geht."

„Ich will es versuchen, Mylady!" sagte Berndt einfach.

Nun dankte ihm ein Blick, der ihn erzittern machte. Viola sah ihn an, anders als man einen Freund und Helfer, einen Kameraden ansieht.

Es war mehr in diesem Blick.

5.

Berlin hatte eine Sensation.

In der Presse erschien die Nachricht, daß Lady Durham die Scheidungsklage gegen ihren Gatten eingereicht hatte. Wegen Mordversuchs!

Die gesamte englische Kolonie in Berlin, herunter vom Botschafter bis zum Kommis, war entsetzt, aber auch die anderen Gesellschaftskreise nicht minder.

Die Presse nahm sich des Falles sehr eingehend an und brachte spaltenlange Kommentare zu dem Fall. Die Bildnisse der beiden Ehegatten wurden abgebildet. Einzelheiten aus ihrem Leben erzählt, man rechnete nach, in welchem Grade die Durhams mit dem englischen Königshause verwandt waren, stellte fest, daß es sich bei den Durhams um eine der vornehmsten Familien Englands handelte.

Lord und Lady Segrave bekamen bald einen Schlaganfall, als die Nachricht zu ihnen drang. Lord Segrave fuhr sofort hinaus zu Lady Durham und beschwor sie.

Aber Viola blieb fest.

* * *

Daniela traf an diesem Tage mit Berndt zusammen.

Aus seinem Munde hörte sie ganz offen alles, was sich ereignet hatte, und ihre Anteilnahme am Geschick der geprüften Frau wuchs, aber zugleich das Bangen in ihrem Innern.

Sie wußte, daß sich oft aus Mitleid Liebe entwickelt.

Berndt war hellhörig, er spürte, daß Daniela litt, und drang mit Fragen auf sie ein.

Er war gütig und innig zu ihr, und es gelang ihm auch nach und nach, die Sorgen zu bannen, die in ihr waren.

Sie wurde langsam fröhlich und strahlte den Geliebten an.

„Ich will an dich glauben, Berndt! Wie an meinen Herrgott!" sagte sie feierlich.

(Fortsetzung folgt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Der „Enztäler“
als Geschichtsquelle und Bildungsmittel

Von J. R., L.

Während einer noch laufenden Revolution (das Wort ist ein Fremdwort!) sich in die letzte zu versenken, hat einen eigenen Reiz, besonders auch dann, wenn man den Gesichtskreis auf das engere Gebiet um Neuenbürg beschränkt und dazu eine so gute, schöne, interessante Quelle hat wie z. B. den 1848 zweimal wöchentlich erscheinenden noch heute so genannten „Enztäler“.

Da ich vor bald 40 Jahren auch einmal ein halbes Jahr eine Zeitung gemacht habe, ergötze ich mich hie und da z. B. Montag morgens, wenn ich meine Predigt fertig habe, mit dem Lesen eines so schönen Blattes, wie es der gebundene „Enztäler“ von 1848 ist. Er heißt Amts- und Intelligenzblatt bis zum 25. März 1848, von da ab „Anzeiger und Unterhaltungsblatt“ „Enztäler“. Des „Enztäler“ Gruß an die Leser wird eingeleitet durch ein Gedicht mit dem Anfang:

„Der Freiheit Hauch weht kräftig durch die Welt,
Geschmeidig werden die Starosten usw.“

Mit den „Starosten“ scheint aber der Oberamtmann gemeint. In dem schönen Gedicht erscheint auch angekündigt, was ganz besonders alle großen und kleinen Revolutionen auszeichnet, daß auch der „Enztäler“ „der Freiheit und der Wahrheit zugewandt wird fortan auf seinen Reisen in Stadt und Dorf, wo er kehrt ein, redseliger als bisher sein“. Außerdem: „Der Strom der Zeit bringt herauf aus tiefem Schlund ein manch Geheimnis, das in Dunkelheit geschlummert bis auf diese Stund.“

Schrecklich, schrecklich nicht!? Was wird kommen?! Sehen wir uns nun ein paar solche „Geheimnisse“ an. Da ist z. B. in Neuenbürg eine Industrielehrerin, die unter dem Schutz der neuen Pressefreiheit sofort (natürlich ohne Namensnennung) angegriffen wird im „Anzeiger“. Ja, ja: „Anzeiger“. Was hat die arme Person so geheimnisvolles getan?! Sie hat den Mädchen die „Maschen“ nicht allen und nicht gehörig beigebracht und sie hat hie und da etwas geschenkt bekommen und — angenommen! Kurzum — eine Welt voll Ungerechtigkeit! „Das muß ins Blättle!“ An den Pranger mit ihr! Aber auch der Oberamtmann war nicht „recht“ und der Stadtschultheiß, der Kameralverwalter mußte auch weg und vor allem der Forstmeister. Sie sind auch alle gegangen, die Herren, und haben alle mehr oder weniger schöne Vor- und Nachrufe bekommen, die ihrerseits wieder ihren Anhängern und ihren Gegnern Gelegenheit gaben, ihren gepreßten Herzen so oder so Luft zu machen. Am 20. März sind die Schwanner, die Dobler, die Neusatzer und die Rotensoler morgens 10 Uhr 100 Mann stark vors Oberamt gerückt, um nach ihren Streu-, Holz- und Waidrechten zu sehen, d. h. die Urkunde dazu auf dem Schloß sich vorlegen zu lassen. Der Forstmeister hat sie ihnen gegeben. Aber auch die Waldrennacher, Langenbrander und Feldrennacher sind gekommen.

Nach dem „Enztäler“ vom 22. März wäre die Sache noch in Ordnung abgegangen. Dagegen waren gegen den Abgeordneten, Stadtschultheiß Fischer, Umtriebe im Gang, wohl zum Dank dafür, daß er am 15. März dem Finanzminister mit der Bitte um schleunige Behandlung eine Eingabe übersandt hatte um Beseitigung der Verkümmerung der Waidrechte in den Staatswaldungen. Fischer hat den Neuenbürgern von Stuttgart aus am 19. März geschrieben, er werde nicht von dort weggehen, ohne auch noch persönlich dringend vorstellig geworden zu sein. Undank ist der Welt Lohn! Wer schon einmal in ähnlicher Lage war, weiß es! Am 24. März aber hat Oberamtmann Leypold im „Enztäler“ geschrieben:

„Ich mache hiemit bekannt, daß die Haltung der Oberamtsstadt gegen mich, bei den neuesten Vorfällen, mich veranlaßt hat, um meine Versetzung von hier zu bitten.“

Wegen Verhandlungen über die Waidrechte wird von Stuttgart ein Finanzrat Warth geschickt — Ende April.

Am 24. April war in Neuenbürg unter freiem Himmel große Volksversammlung zur Vorbereitung auf die Wahl zum Reichstagsabgeordneten und Candidatenaufstellung. Der Herr Dekan M. Eisenbach, ein „Volksmann“ hat eine schöne Eingangsrede gehalten. Sie wurde stürmisch begrüßt und Eisenbach auch zum Abgeordneten vorgeschlagen. Er hat aber abgelehnt. Zum Schluß wurde, nachdem die Boten an Mathy in Carlsruhe vermeldet hatten, er würde eine Wahl annehmen, dirser aufgestellt. Bezüglich des Ersatzmannes schwankt man noch zwischen Dörtenbach und Eisenbach. Zum Schluß der von Dr. Kapff, der später als „reaktionär“ verschrien wurde, geleiteten Versammlung sang der Liederkranz „Was ist des Deutschen Vaterland“?!

Das war also eine große Sache gewesen — unter freiem Himmel! An Mathy geschickt hatte man den Rechtskonsulenten Dr. Lutz und den Gerichtsaktuar Ganzhorn (Dichter vom bekannten Lied), der auch später noch Politik macht im Bezirke. Der „Staatsrat“ Karl Mathy von Mannheim hat dann auf Sonntag, den 7. Mai, sich nach Neuenbürg angezeigt, um sich seinen Wählern zu zeigen. Die „Wahlmänner“ sollten sich dazu einfinden. Er kam und alles war hoch begeistert, auch der Herr Dekan. So zu lesen, leider in kleinem Satz, im „Enztäler“ vom 10. Mai. Es war ein ungeheurer Gefühlsüberschwang in der damaligen Zeit und mit einem lachenden und noch mehr einem tränenden Auge liest man heute, wie viel Begeisterung damals an allen Orten und Enden war. Hübsch ist darunter hinein zu lesen, daß der 97 Jahre alte Benediktinermönch Paolo, der in Straßburg sterbend seinem Beichtvater allerhand prophezeit hat, mit seinen

„Letzten prophetischen Worten“
„Das Jahr 1850 in einer wichtigen Bedeutung“

auch im braven „Enztäler“ empfohlen wird zu 4 Kreutzer.

Ebenso komisch berührt aber ein Konferenzthema jener Zeit, gegeben von Pfarrer Eisert in Calmbach:

„Welches ist das richtige Verhältnis zwischen Kirche und Schule? Ist die erstere der letzteren Herrin oder Mutter oder Tante oder Schwester oder was sonst?“

Eisert, der Verfasser von dem „Wahrzeichen von Tübingen“, ein lieber Mann, der sich als Pensionär für mich den Nachbarknaben als Schüler sehr interessierte und mir obiges Buch schenkte, war Konferenzdirektor für den einen Sprengel, Blum in Herrenalb für den andern. Eisert hat aber sein Amt niedergelegt, jedenfalls war ihm die Geschichte zu dumm. Blum (der Vater des Feldprobstes) hat dann beide Sprengel übernommen. Die Wahl des Themas spricht Bände. Im Heidenheimer Bezirk haben damals die Lehrer sich so schroff gegen ihre Ortsschulinspektoren gewendet, daß diese erklärten, sie gehen bloß noch in die Schulen, wenn man sie zwinge dazu! Auch der Stadtschultheiß von Neuenbürg ist anscheinend damals abgetreten und im „Enztäler“ wird gefragt, warum bloß einige und nicht alle Stadträte mit ihm abgetreten seien. Dagegen will der Schullehrer Kaiser ausdrücklich nicht Abgeordneter der Ständekammer werden und druckt das auch in den „Enztäler“ vom 3. Juni. Ein kluger Mann!

Gewählt wurde ein Neuenbürger Landsmann, der Oberregierungsrat Adolf Seeger, der sich in der Nummer vom 10. Juni bedankt. Er spricht mit seinen Wählern nach alter guter Sitte per „Ihr“.

Am 14. Juni war in Neuenbürg Stadtratswahl. Neben den 9 Gewählten erhielten 80 (!) Personen weitere Stimmen. Abgestimmt haben von 233 Stimmberechtigten 200. Es erhielt also annähernd jeder zweite Bürger Stimmen. Als Bewerber um die Stelle des Stadtschultheißen trat Oberamts-Aktuar Meeh auf, darob selbstverständlich Kampf des Amtsverwesers gegen ihn. Auch der alte Stadtschultheiß und der Stadtrat schießen noch ein paarmal herüber und hinüber (natürlich bloß im „Enztäler“), dann wird wieder Ruhe zwischen den beiden. Dafür hat man jetzt den vaterländischen Verein, der wacker tagt und die Handwerker gründen auch etwas, um nicht mehr bloß im Schlepptau der Gewerbevereine zu schlingern. Der Konferenzdirektor Blum verlangt für die Conferenz in Conweiler Arbeiten zu dem Thema: Welchen Wert ein ächt patriotischer Sinn habe und wie der Lehrer einen solchen in seinen Schülern wecken und beleben könne.

Der Schultheißenamtsverweser von Rotensol bedankt sich bei dem Forstmeister v. Moltke für seine viele Mühe beim Wegbau und die Rotensoler sagen dann — ebenfalls im „Enztäler“ nachher — sie lassen den Forstmeister gern fort und der Dank komme nicht von ihnen. In Höfen wird Holz gestohlen in frecher Weise und zwar ganze Stämme. Im Bezirk gibts überall viel Armut, Schulden, Gant, Verkäufe, Auswanderung, Händel und Verunglimpfung. Es gibt jetzt „Conservative“ im Bezirk, die in Calmbach „bei verschlossenen Türen“ tagen. Vom Pfarrer Süskind in Suppingen verfaßt wird im Vaterländischen Verein verteilt eine Anzahl Ansprachen: „Was wollen sie, die das Volk aufregen wegen des Volksschulunterrichts?“ Süskind war ebenfalls „Volksmann“.

Wie der Forstmeister v. Moltke abgeht, ist vorher im „Goldenen Ochsen“ ein Mittagessen, zu dem öffentlich eingeladen wird. Es kostet 36 Kreuzer. Die Rotensoler dagegen hoffen, jetzt einen Forstmeister zu bekommen, der menschlich denkt und handelt“ und rufen v. Moltke „mit fröhlichem Herzen ein aufrichtiges Lebewohl zu“.

Gleichzeitig wollen mehrere Wildbader wissen, ob es wahr sei, daß an dem für die Stadt gemahlenen Weizen 2000 und einige 100 Pfund fehlen, obgleich eine Kommission von sechs Mitgliedern die Verantwortung übernommen habe. — Man sieht — Mißtrauen und Geschwätz überall. — Aber nicht bloß den Beamten, sondern auch den eigenen Bürgern gegenüber. — Am 9. September weist der Dekan Verdächtigungen von Schullehrern zurück, die nachher erklären, sie haben nicht ihn gemeint. Dagegen schreibt jetzt Eisert in Calmbach wieder eine Konferenz aus mit dem Thema: An welchen wesentlichen Mängeln leiden bis jetzt unsere Schullehrerbildungsanstalten? Zwei Lehrer sollen katechisieren über alt- und neutestamentliche Bibelstellen.

Der „Enztäler“ selber empfiehlt unter anderen Schriften Bürgerwehrexerziervorschriften, »Liederbüchlein und »Gesangbüchlein.

Die Bürgerwehr in Neuenbürg hat noch keine Fahne, die in Calw weiht eine am 10. September. Dazu macht der „Enztäler“ den Fahnenwitz. Er schreibt wörtlich: „Es hat zwar — in Neuenbürg — schon Fahnen anderer Art gegeben, zu welchen die Frauen aber nicht gut gesehen haben“.

Die Begeisterung für Mathy hat gedauert vom Mai bis September. Im September schon haben ihm eine ganze Anzahl gerade seiner angesehensten Wähler in einer Adresse geschrieben: „Wir erklären Ihnen, daß Sie unsere Ansicht nicht mehr vertreten. Wir erinnern Sie an Ihr Wort in Neuenbürg, daß, wenn Sie nicht im Sinne Ihrer Wähler handeln, wir es Ihnen sagen sollen, dann werden Sie wissen, was Sie zu tun haben. — Diese Zeit ist gekommen.“

Die betreffende Versammlung, die das einstimmig beschloß aus den Bezirken Calw, Neuenbürg, Altensteig, tagte in Calmbach, dessen Pfarrer als einziger Pfarrerr auch mit unterschrieb. Auch Ganzhorn, der einst für Mathy so begeisterte, und der Oberamtspfleger Buttersack von Calw, die ehemaligen Macher Mathys, haben ihm jetzt ihr Mißtrauen ausgesprochen.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Auch die Begeisterung ist kein Dauerzustand! (Und keine Heringsware!)

Während der Oberamtmann immer noch da ist, hat man am 21. September den Kameralverwalter v. Pflüger wieder hinausgegessen, diesmal in der „Krone“ zu 36 Kreuzer.

Nachdem Pfarrer Eisert seine Konferenz mehrfach verschoben hatte, hat er, wie schon oben berichtet, und zwar am 12. Oktober, die Konferenzdirektion niedergelegt, zur gleichen Zeit wie Oberamtmann Leypold sein Amt übergab. Der letztere hat, was von den Ortsvorstehern noch ausstand an Defektberichten „unfehlbar auf 12. Oktober“ einverlangt. Der Forstamtsverweser heißt jetzt Riegel. Vorstand des landwirtschaftlichen Vereins ist der Pfarrer Brock von Ottenhausen, der sehr rührig ist. Im Oktober sucht sich eine Turngemeinde in Neuenbürg zu bilden. Am 5. November weiht die Bürgerwehr Wildbad ihre Fahne.

Ich schließe mit zwei anmutigen Dingen. Im „Schwäbischen Merkur“ vom 8. November war über den Abschied des Oberamtmanns berichtet, dem eine Ergebenheitsadresse für seinen neuen Amtsort zur Einführung gewidmet wurde. Diesen Abschied hat im „Enztäler“, übrigens in liebenswürdiger Weise, ein Witzbold in schönen Reimen persifliert. Der Oberamtmann kam nach Rottweil. Dagegen hat ebenfalls in netter Weise der Dobler Pfarrer erklärt, man habe seinen Namen ohne sein Wissen unter die betr. Ergebenheitsadresse gesetzt.

Revolutionen sind direkt komische Zeiten. Und wenn man seit 1918 selber so allerlei erlebt hat, tröstet man sich mit dem schönen Wort, mit dem allemal früher von gewisser Seite geschlagenen Wunden ein Pflaster aufgelegt werden sollte:

Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. Ja, ja die Wespen! und die „Anzeiger“.

Man sagt Revolutionen (das Wort ist nicht deutsch!) seien geöffnete Ventile. Meinethalb. Aber geöffnete Ventile verbrühen auch und der Dampf ist nicht bloß heiß, sondern verpestet je nachdem allerhand. Wenn man den geordneten Staatszustand mit einem schönen See vergleicht, von dem man wohl weiß, daß er Tiefen und Untiefen birgt, so ist die Revolution (das Wort ist nicht deutsch!) das Wühlen im Schlamm und Tun als ob der ganze See bloß Schlamm wäre.

Und des Pudels Kern? Ueberhebung auf der einen, Neid und Mißgunst auf der anderen Seite. Die 89 Namen in Neuenbürg bei der Stadtratswahl sind bezeichnend für die ganze Geschichte.

Der Franzose sagt: ôte toi, que je m'y mette,
der Schwabe: gang weg und laß mi na.

Und das ganze ist eine Tragikomödie. — Der Vorhang fällt, das Spiel ist aus! —

Japans Truppen im unaufhaltsamen Vormarsch

Japanische Truppen beim Kampf um die chinesische Schlüsselstellung am Nordbahnhof von Schanghai

Chinas Elitesoldaten

Soldaten der berühmten 19. chinesischen Armee, die als Chinas beste Truppe gilt, beim Kampf um Schanghai. Auch in der Schlacht tragen sie ihre typischen großen Strohhüte, die sie sogar im kalten Winter nicht ablegen.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Aus Welt und Leben

Ueber das Verfahren bei Verflüssigung der Kohle macht der Erfinder Dr. Bergius-Heidelberg einem Berichterstatter der „Woche" interessante Aufschlüsse, die gerade jetzt für unsere deutsche Wirtschaft von so großer Bedeutung sind, da nachweisbar über eine halbe Milliarde Mark Benzin und industrielle Oele, die seither aus dem Ausland bezogen wurden, im Inlande selbst hergestellt werden können. Diese ungeheure Summe bliebe dem deutschen Nationalvermögen erhalten und könnte für mehrere zehntausend Menschen neue Arbeit schaffen. Für dieses Kohlenverflüssigungsverfahren erhielt Dr. Bergius den Chemie-Nobelpreis. Die Grundzüge des Verfahrens stellt er gemeinverständlich so dar: Das Verfahren zur „Verflüssigung" der Kohle geht auf Experimente zurück, die ich vor zwanzig Jahren begonnen habe. Damals befaßte ich mich mit exakten Nachforschungen über die Frage: Wie entsteht die Kohle in der Erde, wie geschieht die Umwandlung aus Pflanzenstoffen, also hauptsächlich aus Holz in einen Körper, der eine so konzentrierte Energie aufspeichert? Ich stellte fest, daß es unter für damalige Verhältnisse außerordentlich hohem Gasdruck möglich ist, die Arbeit der Natur im Laboratorium nachzuahmen, und es war mir möglich, aus Pflanzenstoffen die sogenannte Erdkohle darzustellen. Nun ging ich in den folgenden Jahren weiter und versuchte dem Problem näher zu kommen: Wie ich Erdöl aus Kohle fabrizieren könnte. In der Erde selbst vollzieht sich diese Umwandlung in einem Zeitraum von einigen Millionen Jahren. Das Experiment gelang ebenfalls mit Hilfe der bereits erwähnten Hochdrucktechnik. Das Verfahren heißt Hochdruckhydrierung, und es besteht im wesentlichen darin, daß die Kohle unter einem Druck von 200 Atmosphären mit gasförmigem Wasserstoff in Verbindung gebracht wird. 200 Atmosphären: das entspricht etwa 10 000 Kilogramm Druck auf jede Fläche, welche der Größe einer geöffneten Hand entspricht. Man kann sich demnach vorstellen, daß unter solchen ungewöhnlichen Bedingungen auch ganz ungewöhnliche chemische Reaktionen auftreten. Das durch Hochdruckhydrierung gewonnene Erdöl ist gleichwertig mit dem natürlichen, und wir destillieren daraus ebenfalls leichte Oele, Benzin und Dieselöl. **Das Problem des „deutschen Benzin" ist dadurch gelöst**, und die Leuna-Werke arbeiten in diesen Monaten mit größter Intensität an der praktischen Auswertung des Verfahrens. Ich glaube, der Zeitpunkt ist nicht weit, daß wir einen sehr großen Teil des deutschen Kraftstoffbedarfes mit Hilfe unserer Braunkohlenbergwerke werden decken können."

Rundfunk

Südfunk-Programm vom 6. bis 12. März 1932

Stuttgart (Mühlacker) 833 kh 360 m
Freiburg i. Br. 527 kh 569 m

Wochentags. 6.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Morgengymnastik (Frankfurt); 6.45 Morgengymnastik (Stuttgart); 7.10 Wetterbericht; 10.00 Konzert; 11.00 Nachrichtendienst; 12.00 Wetterbericht; 12.05 Funkwerbungs-Konzerte der Reichspostreklame; 12.55 Rauener Zeitzeichen (Montags, Mittwochs, Freitags;) 13.30 Nachrichten, Bekanntgabe von Programmänderungen, Wetterbericht; 18.30 und 19.30 Zeitangabe, Wetterbericht, Landwirtschaftsnachrichten; 22.00 Nachrichten, Wetterdienst, Bekanntgabe von Programmänderungen.

Sonntag, 6. März. 7.00 aus Hamburg: Hafenkonzert; 8.30—9.00 a. Stuttgart: Gymnastik; 10.00 Kath. Morgenfeier; 11.00 aus Heilbronn: Musik. Morgenfeier; 12.00 aus Freib. (Feldberg): Schaubericht vom Internat. Schirennen; 13.00 bis 14.00 aus Berlin: Matinee; 14.00 Stunde der Jugend; 15.00 aus Leipzig: Fußball-Länderspiel Deutschland—Schweiz; 16.45 a. Glotterbad Nachmittagskonzert; 18.00 a. Mannheim: Fritz Droop erzählt „Erinnerungen an Klabund"; 18.30 aus Stuttgart: Autorenstunde: Paul Schaaf; 19.00 Sportbericht; 19.15 aus Karlsruhe: Harmonikakonzert; 20.00 aus Stuttg.: Mysteriensonaten; 20.50 Volkstüml. Konzert; 21.50 Sportber.; 22.10 „Es wird weiter gebaut...", Das Zeppelin-Luftschiff in seiner Entwicklung zum Weltverkehrsmittel; 23.10 Zeitangabe usw.; 23.25—24.00 Tanz- und Unterhaltungsmusik.

Montag, 7. März. 12.35—14.30 aus Stuttg.: Mittagskonzert; 14.30 Span. Sprachunterricht für Anfänger; 15.00—15.30 Engl. Sprachunterricht für Anfänger; 16.30 Briefmarkenstunde; 17.05 Nachmittagskonzert; 18.40 Dr. A. Haag: „Zum 10. Todestag von Karl Ludwig Schleich"; 19.05 aus Frankf.: Engl. Sprachunterricht; 19.35 aus Freiburg: Zitherkonzert; 20.05 aus Frankfurt: 8. Montagskonzert; 22.05 Goethe-Belletristik; 22.15 aus Berlin: Zeitbericht: „Frankreichs Regierung vor den Wahlen"; 23.05—23.30 aus Stuttgart: Schachfunk.

Dienstag, 8. März. 12.35 bis 14.30 aus Stutrgart: Mozart (Schallplatten); 14.30—15.00 Engl. Sprachunterr. für Fortgeschrittene; 16.00 Blumenkunde; 16.30 Frauenstunde: Frau Dr. Pfeilsticker-Stockmayer: „Elternhaus und Schule"; 17.00 aus Frankfurt: Blas-Musik; 18.40 aus Freiburg: Prof. Dr. Dr. h. c. R. Liefmann: „Kartelle, Konzerne, Trusts" II; 19.05 Hans Achim Ploetz, Berlin: Die Erfindung der Jugend; 19.35 a. Frankfurt: H. Rosbaud: Musikalische Grundbegriffe. Ihr Wesen und ihre Bedeutung; 20.05 aus Stuttgart: Konzert des Stuttg. Lehrergesangvereins; 21.30 Unterhaltungskonzert; 22.10 Verbrecher und Gesellschaft, kriminalpolitisches Gespräch; 22.35 Tanzmusik.

Mittwoch, 9. März. 12.35 aus Stuttgart: Neue orientalische Musik, anschl. Schallplattenkonzert; 15.30 Kinderstunde; 16.30 Dr. Fritz Burger: „Den Shintoismus, die Urquelle der japanischen Volkskraft"; 17.05 Bunter Nachmittag; 18.40 W. Ehmer: „Der südwestdeutsche Wirtschaftskörper. Eine kleine wirtschaftliche Heimatkunde" II; 19.05 Dr. H. Wendel: „Boulangers Glück und Ende"; 19.35 aus Frankfurt: Klavierkonzert; 20.30 Hörspiel „Die letzte Nacht des Johann Heinrich Merck"; 21.15 aus London: Symphoniekonzert; 22.30 aus Stuttgart: Kapitän H. v. Schiller spricht über „Das Fahrprogramm des Luftschiffes Graf Zeppelin für das Jahr 1932".

Donnerstag, 10. März. 12.35 bis 14.30 aus Karlsruhe: Walzer und Operetten; 14.30 aus Stuttgart: Span. Sprachunterricht für Anfänger; 15.00 Engl. Sprachunterr. für Anf.; 15.30 Stunde der Jugend; 16.30 Dr. Beermann, Heilbronn „Amarna in der Weltkultur"; 17.00 a. Darmstadt: Akademie-Konzert; 18.40 P. Dr. Damasus Zähringer, Beuron: P. Desiderius Lenz (zum 100. Geburtstag des Gründers der Beuroner Malerschule am 12. März); 19.05 aus Frankfurt: Karl Becker, Offenbach: „Mutlosigkeit oder Lebenswille"; 19.35 Goethe-Worte an unsere Zeit; 19.45 Radaustück; 20.45 Unterhaltungskonzert; 21.15 Felix Butterfack: Odysseus steigt zu den Schatten hinab; 21.45 Musikalisches Kuriositätenkabinett II; anschl. bis 24.00 Tanzmusik.

Freitag, 11. März. Aus Stuttgart: 11.15—11.30 „Sanne und Ella", die vorbildlichen Hausfrauen, plaudern im Rundfunk (Werbehörspiel der Margarine-Verkaufs-Union); 12.35 aus Mannheim: Marschmusik; 13.05 bis 14.30 aus Stuttgart: Xylophon und Glockenspiel (Schallplatten); 14.30—15.00 Engl. Sprachunterricht für Fortgeschrittene; 16.30 Dr. Rob. Braun, Wien: „Hoffnung in dieser Zeit"; 17.00 aus Frankfurt: Nachmittagskonzert; 18.40 aus Stuttgart: Oberreg.-Rat Dr. Kümmerlen: „Streitverfahren und Spruchpraxis" II; 19.05 Aerztevortrag: „Die Bluterkrankheit"; 19.30 Uebersicht über die Hauptveranstaltungen der komm. Woche in Esperanto, anschl. aus Mannheim: Dr. Buß gibt Informationen über die Lage am südwestdeutschen Landesproduktenmarkt; 19.45 Verklungene und moderne Schlager; 20.30 „Die Dame plaudert", (Plauderei historischer Damen); 21.00 Orchesterkonzert; 23.00—24.00 Unterhaltungsmusik.

Samstag, 12. März. 11.35 Schulfunk: Erd- und Völkerkunde; 12.35—14.00 Schallplattenkonzert; 14.00 Emil Heß liest Lyrik von Clemens Brentano und Achim v. Arnim; 14.30 a. Karlsruhe: Stunde des Chorgesangs; 15.15 aus Frankfurt: Stunde der Jugend; 16.30 aus Mannheim: „Fröhliches Quartett"; 17.00 aus Wiesbaden: Nachmittagskonzert; 18.15 aus Mainz: Theater und Dichtung im Rheinland; 18.40 a. Stuttgart: Baurat W. Bauser: „Warmwasserbereitung durch Gas im Haushalt"; 19.05 aus Frankfurt: Span. Sprachunterricht; 19.35 aus Freiburg: Wiener Schrammelmusik; 20.00 a. Frankfurt: Der junge Goethe, Rezitationen; 20.30 aus Stuttgart: Die Dollarprinzessin, Operette; 22.35 a. d. Stuttg. Stadthalle: Uebertragung vom Reit- und Springtournier, anschl. b. 24.00 Tanzmusik des Tanzensembles der Stuttg. Philharmoniker.

Humor

Ebbes Bessers

Dr Batter hot zom Büable gsait:
„Hannesle, wär dös a Freud,
Wenn dr Storch — so sait au d' Muater —
Brenga tät dir no en Bruader!
Leg em no recht Zucker naus,
Vielleicht kommt er no bald ens Haus!"

's Hannesle guckt am Batter nuff,
Seine Aeugla blitzet uff,
Sait zom Batter ond zur Muater:
„A Kendle möcht e, bloß koen Bruader.
Ebbes Bessers müßt's no sei,
So-n-a Mädle, dös wär fei!"

Bald druff isch dr Storch ei'kehrt,
Hot a herzigs Mädle bscheert. —
Wia mer's hot deam Büable gsait,
Isch er außer sich vor Freud,
Tanzt ond sengt ond sprengt ond lacht:
„Batter, dös han i fei gmacht!
Daß es Langa soll a Mädle,
Han i nausglegt a Schoklädle!"

Emir

Geschäftliches

Modeschau bei Knopf in Pforzheim

Wie sehr es die Damenwelt berührt, was die neue Mode bringt, zeigte der ungemein starke Besuch der gestrigen Modenschau im Warenhaus Geschwister Knopf in Pforzheim. Alles in allem mögen es an 1500 Zuschauer gewesen sein. Eine kleine Kapelle spielte einige Stücke, worauf Willi Moog vom Schauspielhause eine launige Ansprache hielt, in der er auf die Leistungsfähigkeit der Firma Geschwister Knopf gerade auf modischem Gebiete hinwies. Mit Schlafanzügen begann die Schau. Kunstseide, zarter Musseline und derberer Wollflausch sind die Stoffe, aus denen man diese Stücke fertigt. Dann kamen Morgenröcke an die Reihe. Für den Vormittag gabs Wollkleider, vielfach mit Bolerojäckchen. Einfarbigen Stoffen gibt bunter Aufputz eine freundliche Note. Schmucken Kostümen, meist dunkel, in der Preislage von 30 bis 65 Mk., folgten dann buntfarbige Strandanzüge, bei denen vielfach die Rockhose in Erscheinung tritt. Es folgten Mantelkleider und weiterhin Nachmittagskleider, letztere teils ärmellos, teils mit kurzen, teils mit langen Aermeln. Spitzen sind auf diesem Gebiete sehr beliebt. Nachdem man dann noch eine Anzahl Teekleider gesehen, bildete ein reich ausgestatteter Hochzeitszug den Beschluß der Schau. Ausgesprochene Modefarben sind heuer blau, grün und rot, in allen möglichen Abtönungen. Die Länge des Rockes ist unverändert geblieben, wie auch die schlanke bis vollschlanke Linie nach wie vor Trumpf ist. Zu allen Kleidern wurden passende Hüte, Handtaschen und Schuhe gezeigt, ferner Schmuck, wie Ketten, Armspangen usw.; alles Dinge, die man bei Knopf bekommt. Die Kapelle spielte während der ganzen Modenschau, und in den Pausen verstand Willi Moog angenehm zu plaudern und durch Verteilung von Süßigkeiten seine Beliebtheit zu steigern.

Rätsel-Ecke

Kreuzwort-Rätsel

Waagerecht: 1. Gefühlsausbruch, 3. Auszeichnung, 5. Hülsenfrucht, 7. Naturerscheinung, 10. Tochter eines griechischen Wassergottes, 12. chemisches Produkt, 13. Längenmaß, 14. soviel wie „gewöhnlich", 15. seemännischen Ruf, 17. Frauenname, 20. Mittelpunkt, 23. Insekt, 24. Gebäudeteil, 25. mißlicher Zustand, 26. römischer Gott. — Senkrecht: 1. Behältnis, 2. Lebewesen, 3. Frauenname, 4. christliches Lehrbuch, 5. altes Maß, 6. europäischer Staat, 8. gute Charaktereigenschaft, 9. Schiffseite, 11. Zeitbestimmung, 15. Fluß in Baden, 16. Gewässer, 18. Ueberzug, 19. römischer Gruß, 21. Vogelheim, 22. Körnerfrucht.

Silben-Rätsel

Aus den Silben a al bar ber che da e e e ei fa feu fut la la li lot me mer mi ne neis nis pi po rha sa se tar ter ter to toch va wi sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch = ein Buchstabe).

1. weibliche Person, 2. Behältnis, 3. Pflanze, 4. Opferstätte, 5. Stadt in Italien, 6. Gemeinschaft, 7. Zeitabschnitt, 8. Gesteinsart, 9. Stoffart, 10. Gewürzpflanze, 11. Kletterpflanze, 12. stürzende Schneemasse, 13. Unterhaltungsspiel, 14. Familienmitglied, 15. Nebenfluß der Oder.

*

Lösungen der letzten Rätselecke

Kreuzwort-Rätsel. Waagerecht: 1. Hansa, 4. Klops, 7. Otto, 8. Margot, 9. Niel, 10. Agitator, 13. Blut, 15. Aristides, 18. Eris 20. Balearen, 23. Kinn, 24. Norden, 25. Esel, 26. Degen, 27. Knall. — Senkrecht: 1. Horeb, 2. Attila, 3. Sonatine, 4. kalt, 5. Polo, 6. Start, 8. Meisterin, 11. Ardennen, 12. Tier, 14. Ural, 16. Sichel, 17. Abend, 19. Stall, 21. Aloe, 22. Aken.

Silben-Rätsel. Kurzes Lachen, langes Weinen, das ist der Liebe Brauch.

1. Kiew, 2. Urne, 3. Rodel, 4. Zuave, 5. Essen, 6. Seide, 7. Lasso, 8. Altar, 9. Cadiz, 10. Heerschau, 11. Ebro, 12. Nullpunkt, 13. Leiden, 14. Ares, 15. Rabob, 16. Giebel, 17. Erbe, 18. Serbien, 19. Waage, 20. Emu, 21. Ischias, 22. Rahe.

KAUFHAUS SCHOCKEN PFORZHEIM

Frühjahrs-Neuheiten Kleiderstoffe

Kunstseidenpanama beliebtes mattglänzendes Gewebe, halle Sommerfarben, 68 cm breit m 0.95	Frotté-Schotten (Boucle) Baumwolle, für Röcke und Kleider, buntfarbige Muster, 66 cm breit m 0.95	Frotté gestreift (Bouclé-rayé) weiches Gewebe für Haus- od. Frachtenkleider, 68cm brt. m 0.95	Frottéstoff (Frisé-Karo) kariert, poröses Gewebe, pastellfarbige Muster, 68 cm breit m 0.95	Kunstseiden-Voile einfarbig, für Blusen und Kleider, weiß oder neue Pastellfarben, 94 cm breit m 1.25	Kleiderstoff gestreift (Bouclé-rayé) Baumwolle, für Sportröcke, mehrfarb. Streifen, 65 cm breit m 1.25	Gitterstoff (Panama à jour) neuartiges, poröses Gewebe, leuchtende Farben, 67cm breit m 1.25	Gitterstoff (Panama à jour) Baumwolle mit Kunstseide, einfarbig oder kariert, 70 cm breit m 1.35
Wollmusselin bedruckt, haltbares Gewebe, große Auswahl neuer Muster, 76 cm breit m 1.45	Frotté-Karo (Fresko) modernes Gewebe neuartige farbentreudige Musterung, 67 cm breit m 1.45	Frotté-Tweed (Fresko) praktischer Stoff für Tageskleider, dunkle Muster, 67 cm breit m 1.45	Kunstseiden-Frotté (Frisette) mit Baumwolle, helle oder dunkle Farben, 68 cm breit m 1.45	Panama-Schotten (Natté) Halbwolle, für Kinderkleider oder Sportröcke, 70 cm breit m 1.45	Kleiderrips (Côtelé-pointillier) Punktmuster, Halbwolle mit Kunstseide, 70 cm breit m 1.45	Noppen-Panama (Bouclé-composé) Halbwolle gezwirnt, lebhafte Musterung, 70 cm breit m 1.45	Afghalaine reinwollenes Kammgarn, für Uebergangskleider, große Auswahl, 68 cm breit m 1.50
Noppenstoff (Bouclé-noppé) Baumwolle mit Kunstseide, Köpergewebe, 68 cm breit m 1.65	Noppen-Georgette aus Viskrakunstseide, schönfallendes Gewebe, neue Pastellfarben, 70 cm breit m 1.85	Kleiderstoff (Bouclé à jour) reinwollenes Kammgarn, modernes poröses Gewebe, 70 cm breit m 1.85	Tweed reine Wolle, gezwirnt, schwere Qualität, für Uebergangskleider, 67 cm breit m 1.95	Kleiderstoff (Bouclé) reinwollenes Kammgarn, leuchtende Farben, 70 cm breit m 1.95	Kleiderstoff gestreift (Bouclé rayé) Halbwolle mit Mouline, mittelfarbig, 70 cm breit m 1.95	Kammgarnstoff gestreift (Côtelé-rayé) reine Wolle, für Blusen oder Sommerkleider, 67 cm breit m 1.95	Halbwoll-Tweed strapazierfähiger Stoff für Hauskleider, dunkelfarbige Muster, 67 cm breit m 1.95
Gitterstoff (Frisé à jour) Halbwolle, leichtes, poröses Gewebe, 67 cm breit m 1.95	Kleider-Panama (Bouclé-rayé) gestreift, aus weichem, reinwollenem Kammgarn, 70 cm breit m 1.95	Marocain Kunstseide, bewährte naturseidenähnliche Kleiderqualität, 96 cm breit m 2.95	Crêpe-Georgette reine Seide, gleichmäßige Qualität, moderne Sommerfarben, 96 cm breit m 3.85	Mantelstoff (Fancy) reine Wolle, dezente Musterung, neue Farben, 140 cm breit m 3.85	Mantelstoff (Bouclé) Halbwolle, strapazierfähig, dezente Frühjahrsmuster, 140 cm breit m 3.85	Mantelstoff reinwollenes Kammgarn, beliebte Tweedmuster, neue Farben, 130 cm breit m 5.85	Mantelstoff (Bouclé-reversible) reine Wolle, glatte Abseite, neue Farben, 140 cm breit m 6.50

41 Inseratenform geschützt

Die angegebenen Maße geben die ungefähren Breiten an

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Ich schieße!

Die Aufzeichnungen des Jack Bilbo,
Mitglied der sagenhaften Verbrecher-Organisation
Al Capones, des Königs der Unterwelt von Chikago.

Copyright 1931 by Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

Nachdruck verboten.

Hier schreibt ein „Gangster", ein Mitglied der sagenhaften Verbrecher-Organisation Al Capones, des Königs der Unterwelt von Chikago. Aus Deutschland stammend, als Kind eines reichen Hauses erzogen, wurde er auf seltsame Art Capones Leibgardist. Vier Jahre lang war er Tag und Nacht in seiner nächsten Nähe, nahm teil an allen großen Aktionen. Immer schußbereit, verantwortlich für die Sicherheit des großen „Al", führte er ein abenteuerliches, hartes, dabei merkwürdig unromantisches Leben. Wenn er in seinen Aufzeichnungen an Namen, Daten und Oertlichkeiten aus persönlichen Gründen einige Retuschen vornimmt, wenn er sich Jack Bilbo nennt und seinen wirklichen Namen verschweigt, so ändert das nichts an der Wahrheit seiner Erlebnisse und an der Echtheit des Bildes, das er von der amerikanischen Unterwelt und von Al Capone entwirft, dessen Truppen schneller arbeiten und brutaler zugreifen als die Polizei von Chikago.

An einem Apriltag des Jahres 1927 sah ich den ersten Gangster, das heißt den ersten Menschen der einer modernen amerikanischen Räuberorganisation angehört. Räuber ist schon ein viel zu romantisches Wort, man braucht da nicht gleich an Schinderhannes zu denken. Aber ich kann es nicht anders sagen. Wir haben in Deutschland noch keine Gangster und darum haben wir auch kein deutsches Wort dafür. Auch Bandit wäre noch viel zu romantisch, viel zu opernhaft. Man muß dabei an Abruzzenbriganten denken, an Männer mit langen schwarzen Bärten. Gangster sind rasiert. Auch der Mann war rasiert, dem ich in Newyork auf dem Broadway, 12 Uhr mittags, begegnete. Aus dieser Begegnung ging dann alles Spätere hervor. Ich will gar nicht darüber nachdenken, wie es gekommen wäre, wenn ich damals nicht die Begegnung mit jenem Burschen gehabt hätte.

Ich war ein deutscher Junge von zwanzig Jahren, aber kein grüner Junge mehr, kein Grünhorn, wie der Amerikaner sagt; ich hatte schon einige tolle Sachen erlebt, ich war mit manchen Wassern gewaschen, man konnte mir nicht viel vormachen. So bildete ich es mir damals wenigstens ein. Ich war körperlich ungewöhnlich kräftig, ich stand auf eigenen Füßen, ich hatte schon einiges geleistet, ich ließ mir nicht so leicht imponieren, das ist wahr. Im Grunde war es aber doch nur so eine Wurschtigkeit, Trotz gegen das Leben, in gewissen Beziehungen war ich doch noch ein Kind. Sicherlich hatte ich die entscheidenden Sachen noch zu lernen. Nun schön, ich brauche über den Jack Bilbo von damals nicht viel zu erzählen, aus meinen Taten wird ja ersichtlich werden, was für ein großer Junge ich im Grunde noch war. Mit jener Begegnung setzte erst meine Reifezeit ein.

Ich war also Hilfsmanager des Bijou-Theaters, Ecke Broadway und 45. Straße. Obwohl ich noch jung war, verstand ich doch schon viel vom Theater und hatte auch in die Geschäftsführung etwas dreinzureden. Die Vorschriften freilich bekam ich von oben, denn ich war Angestellter der großen Theater-Unternehmen der Gebrüder S., denen in den Vereinigten Staaten und England über zweihundert Theater gehören. Ich war nur ein kleines Rad in einer großen Maschine, aber ich gehörte doch zu ihr, ich hatte meinen Platz und meine geregelte Arbeit; was man so ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft nennt. Ich half den Newyorkern, ihren täglichen Lach- und Rührungsbedarf zu decken.

Zu meinen Pflichten gehörte es unter anderem, die Tageseinnahmen des Theaters auf die Greenwich-Bank zu bringen. Das Bijou-Theater ging gut. Es ging ganz Amerika kolossal gut in jenen Tagen, alles war fest überzeugt, daß es ewig so weiter gehen würde. Ich weiß es noch: als ich am 30. April meinen täglichen Gang zur Greenwich-Bank antrat, hatte ich 2700 Dollar bei mir, außer den Banknoten zwei Rollen Silbergeld in den Taschen. Ich hatte nur um die Ecke zu gehen. Das Wetter war schön, ich war guter Dinge, ich hatte gut gefrühstückt, ich pfiff etwas vor mich hin.

Da bekomme ich plötzlich von vorne einen Stoß. Ich blicke auf: ein großer, starker, gut gekleideter Mann steht vor mir; er blickt mir in die Augen und sagt jetzt, ohne die Stimme zu erheben:

Stop and shut up! — Halt, keinen Laut!

Ganz sachlich sagt er das, es ist gar keine Drohung in seiner Stimme, auch nicht in seinem Gesicht. Aber ich fühle einen leisen Druck in der Seite. Nicht hinsehen, nicht hingreifen! Ich weiß, das darf ich nicht. Ich weiß genau, daß gegen meinen Bauch, rechts, eine Spanne über der Hüfte, der Lauf eines Revolvers gedrückt ist. Ich entziehe mich diesem sanften Druck nicht, weil sonst der Mann gleich schießen würde. Sie schossen ja immer, wenn das Opfer nur mit der Wimper zuckte, und wenn man sie erwischte, bekamen sie immer nur zwanzig Jahre, ganz gleich, ob sie geschossen hatten oder nicht; vorausgesetzt, daß das Opfer nicht tot war. Ich habe das hundertmal gelesen und jetzt geht es mir blitzschnell durch den Kopf. Gleichzeitig denke ich: du erlebst einen Hold-up, so sieht ein Hold-up aus. Ich habe das bestimmte körperliche Gefühl, daß dieser Mann, der mit marmornem Gesicht dasteht, sofort abdrücken würde, wenn ich die kleinste Bewegung machte. Das ist absolut sicher.

Die Leute gehen an uns vorbei, sie merken nichts. Wir bilden ein kleines Verkehrshindernis, einige Passanten stoßen mich im Gedränge. „I am sorry!" (Verzeihen Sie!), entschuldigen sie sich. Wenn ich jetzt unwillkürlich gegen den Mann stoße, schießt er!

„Hand over the money!" (Uebergib mir dein Geld!), sagt er jetzt beiläufig, wie man um Feuer bittet. Ich empfinde es beinahe als Erleichterung. Ich denke nicht an Widerstand. Ich händige ihm mein Geld ein, die Noten aus der Brieftasche und die Silberrollen aus der Manteltasche, so schnell ich kann. Mein Mann steckt alles mit seiner freien Linken geschickt ein und sagt höflich: „Come with me!" (Komm mit!) Ich folge ihm nun vier, fünf Schritte broadwayaufwärts. Am Rande des Fußsteiges steht da ein großes schwarzes Auto mit laufendem Motor. Der Mann besteigt den Wagen und behält mich noch, während er abfährt, im Auge.

Ein Schutzmann langweilt sich

Ich blicke dem Wagen nach, er verschwindet. Jetzt erst sehe ich mich nach Hilfe um. Ich laufe zum nächsten Schutzmann. Er steht etwa fünfzig Schritt von dem Punkt entfernt, wo das schwarze Auto stand. Es ist ein rothaariger Irländer, vielleicht zehn Jahre älter als ich. Einer vom unsympathischen Irländertyp; es gibt auch einen sympathischen. Ich erzähle dem Kerl atemlos, was geschehen ist, es macht nicht den geringsten Eindruck auf ihn, er meint grob: „Sie haben eben Pech gehabt." Ob ich Zeugen habe, fragt er. Zeugen, wieso denn? Mir scheint, der rote Hund von einem Irländer gähnt jetzt. Ich langweile ihn. Wahrscheinlich sagt er sich, hier ist nichts zu verdienen. Oder steckt er am Ende mit dem Räuber unter einer Decke? Mir ist doch etwas passiert und ich suche Hilfe bei einem menschlichen Wesen, dieser uniformierte Mann aber setzt seine gleichgültige Amtsmiene auf. Ist er wirklich so gelangweilt oder tut er nur so? Sind solche Ueberfälle für ihn wirklich eine Gewohnheitssache, erlebt er es wirklich so häufig, daß friedliche Menschen in der größten Straße Newyorks, bei hellichtem Tage, in der Stunde des dichtesten Verkehrs, mitten unter Zehntausenden von Fußgängern von einem Straßenräuber angehalten und ausgeraubt werden? Ich pfeife sonst auf die Polizei, aber jetzt könnte sie mir helfen, und jetzt versagt sie. Ich muß zufrieden sein, daß der Schutzmann gummikauend einwilligt, mich wenigstens zu meinem Chef zu begleiten.

Unschuldig, aber rausgeschmissen

Wir haben nicht weit zu gehen und Herr S. empfängt uns. Der Zauber der Uniform hat seine Wirkung auf den Sekretär nicht verfehlt. Ich stehe also nun vor Herrn S., der mich persönlich kennt, und erzähle ihm, was geschehen ist. Ich fühle deutlich, es interessiert ihn nicht. Hat er vielleicht auch schon viele solcher Ueberfälle erlebt? Was ich genau weiß, ist, daß er gegen solche Möglichkeiten versichert ist. Ich möchte in seinen Zügen lesen, aber da lese ich nur eines: der Mann glaubt mir nicht! Er nimmt womöglich an, ich hätte seine 2700 Dollar irgendwie selbst verschwinden lassen. Jetzt drückt er auf einen Knopf, und schon erscheint der Leiter seiner Privatdetektivabteilung. Ihm werde ich samt dem Schutzmann, der noch immer da ist, zur Weiterbehandlung übergeben.

Wir sind nun im Zimmer des Privatdetektivchefs. Er setzt sich, ich und der Schutzmann können stehen. Zum drittenmal seit einer Stunde erzähle ich meine Geschichte. Ich erzähle sie jedesmal um eine Kleinigkeit weniger überzeugend als vorher. Der Privatdetektiv glaubt mir die Geschichte auch nicht, oder tut wenigstens so. Ueber meinen Kopf hinweg spricht er zum Schutzmann, es ist mir, als stünden die beiden in einem stillen Einvernehmen gegen mich zusammen. Der Schutzmann soll meine Angaben bestätigen: das kann er nicht, er war ja nicht dabei, aber er sagt das so, als ob er mich für einen Verbrecher hielte.

Dreiviertel Stunden stehe ich schon vor dem Detektivchef des S.-Konzerns. Immer wieder dieselben Fragen. Man versucht, mich in Widersprüche zu verwickeln. Ich beginne mich allmählich wie ein Angeklagter zu fühlen. Ich bin zwar unschuldig, aber ich muß mich trotzdem sehr zusammennehmen. Ich darf mir keine Blöße geben. Ich kann ja nichts beweisen.

Da geht in meinem Rücken eine Tür auf, herein tritt ein junger Mann und meldet dem Chef: „Nichts gefunden." Ich weiß sofort, daß es ein Detektiv des Hauses ist, er hat, während ich im Verhör war, mein Pensionszimmer durchsucht. Ich wurde also wirklich verdächtigt.

Das Verhör ist beendet. Der Detektivchef bittet mich höflich, zum Personalchef zu gehen. Der Schutzmann ist verschwunden, aber ich weiß, daß ich vom Detektiv begleitet werde. Was kommt jetzt? S. kann mir nicht beweisen, daß ich ihm sein Geld gestohlen habe, aber auch ich kann ihm nicht beweisen, daß es mir vor anderthalb Stunden auf dem Broadway geraubt worden ist. Klarer Fall: ich werde entlassen. Richtig: der Personalchef empfängt mich mit den Worten: „Wir müssen leider auf Ihre Dienste verzichten." Das ist alles. Auch ich sage kein Wort. Wozu auch?

Also hinausgefeuert, aufs Pflaster gesetzt, und kein Mensch sagt mir, warum. Mir ist ja niemand Rechenschaft schuldig. Wir sind in Amerika. Glaubt S., daß ich gestohlen habe? Vielleicht glaubt er es nicht, aber es ist ihm ganz gleichgültig. Wichtig für ihn ist, daß ich Pech gehabt habe. Der Schutzmann hat es gleich im ersten Augenblick gesagt, und ich kann es nicht leugnen. Die S.-Unternehmen arbeiten prinzipiell nicht mit Pechvögeln, niemand arbeitet gern mit Pechvögeln, und beim Theater ist man dazu auch noch abergläubisch. Sie haben mir eine Chance gegeben und ich habe ihnen nur Pech gebracht. Der Pechvogel wird entlassen.

Der Toreromarsch

Wie ich mit meinen Gedanken so weit bin, lache ich. Ich gönne Herrn S. meine Entlassung: ich bin kein Pechvogel! Ich bin vielleicht kein Sonntagskind, aber ein Pechvogel bin ich auf keinen Fall.

Nicht zum erstenmal sitze ich auf dem Trocknen im gesegneten Lande Amerika. Schade, daß ich gerade jetzt nicht etwas mehr Geld habe, aber es wird mir schon nichts zustoßen. Ich habe mich noch immer herausgehauen. Wütend bin ich: ein bißchen auf mich, mehr noch auf den Schutzmann, am meisten auf S., kaum auf den Räuber. Wütend, aber nicht verzweifelt, nicht einmal ernstlich besorgt. Einige Dollar besitze ich ja noch. Ich habe auch ein Zimmer. Hoffentlich hat mir der Detektiv, der mein Zimmer durchsuchte, diese Dollars nicht gestohlen! Ich habe zu rauchen, es ist Frühling, ich bin in Newyork, ich bin zwanzig Jahre alt. Was kann mir geschehen? Leute wie ich gehen nicht unter. Unkraut vergeht nicht. Ich ertappe mich dabei, daß ich pfeife. Ich pfeife den Toreromarsch. Stolz in der Brust, siegesbewußt! Junge, du bist wohl verrückt geworden? Aber ich pfeife noch immer. Die Melodie verfolgt mich, ich kann es nicht lassen. Da merke ich plötzlich: ich setze mein Leben dort fort, wo es vor zwei Stunden vom Mann mit dem Revolver unterbrochen wurde. Ja, als jener Mann „Shut up!" sagte, hatte ich gerade auch diese Melodie gepfiffen. Er hätte mehr Grund zur Lustigkeit als ich, denn er hat jetzt die 2700 Dollar in der Tasche. Donnerwetter, war das ein Kerl!

Es klopft jemand an die Tür

Das Geld war noch da! Der Detektiv hatte mein Pensionszimmer durchwühlt, aber so weit ich sehen konnte, nichts mitgehen lassen. Ich hatte noch für eine Woche zu leben. Die Pensionsinhaberin machte böse Augen. Nun ja, ein Detektiv war dagewesen! Ueberdies war ich ihr zufällig auch noch die Miete schuldig.

In den nächsten Tagen trieb ich mich in den Cafeterias herum, die ich immer zu besuchen pflegte, ich hatte viele oberflächliche Bekannte, ich hoffte, bald passende Arbeit zu finden, früher war das immer leicht gegangen. Nun, jetzt ging es nicht, ich erlebte eine Enttäuschung nach der andern. Und das Aergerliche dabei war, daß ringsherum alle Leute die Taschen voll Geld hatten, und wenn man ihnen glauben wollte, alle gerade jetzt im Begriff standen, Millionäre zu werden. Sie spekulierten an der Börse oder in Grundstücken und ließen ihre Brillantringe funkeln, wobei sie mir vor der Nase fuchtelten und mir gute Ratschläge gaben. Arbeit verschafften sie mir nicht. Ich sagte ihnen übrigens gar nicht, wie dreckig es mir ging, wozu auch. Ich wollte ja nichts geschenkt kriegen. Und wenn ich es auch gewollt hätte, ich mußte mir sagen, daß man auch in Amerika dem Reichen viel leichter schenkt als dem Armen. Meine lumpigen paar Dollar waren bald vertan, und es war kein angenehmes Gefühl, nach Mitternacht in das unbezahlte Zimmer zu schleichen. Ich tat es so spät wie möglich.

Auch an dem Tage, von dem ich jetzt erzählen will, war ich um vier Uhr morgens nach Hause gekommen. Es war etwa der zwölfte Tag nach dem Ueberfall. Schlaftrunken fuhr ich auf, als jemand heftig gegen meine Zimmertür klopfte. Es war sechs Uhr morgens.

Ich schlüpfte in Hose und Pantoffel — schöne, rote Saffianpantoffel — und öffnete. Da stand meine Wirtin und neben ihr stand ein baumlanger Kerl. Es war ihr Bruder, ich hatte ihn schon einmal gesehen, er war eine Art Schreiber bei der Polizei. Er stand da mit seinen breiten Schultern und seinem aufgeschwemmten Bullengesicht und sprach kein Wort. Die Wirtin hatte ihn offenbar nur mitgebracht, um mir zu imponieren. Ich aber wollte mit der Polizei wirklich nichts zu tun haben, weil meine Aufenthaltserlaubnis abgelaufen war. Die Wirtin bat mich, für einen Moment herauszukommen, ich trat, so wie ich war, auf den Korridor, da drehte sie schnell den Schlüssel in meiner Türe um, zog ihn ab und meinte, ich müsse sofort ihr Haus verlassen; meine Sachen würde sie als Pfand dabehalten. Der Bruder stand in Hemdärmeln neben ihr und sprach noch immer kein Wort: ich hätte ihn niederschlagen können, doch beherrschte ich mich und antwortete, wenn sie sonst keinen Wunsch habe, hätte sie nicht erst ihren Bruder zu holen brauchen, ich wäre auch von allein gegangen. Damit wandte ich mich der Ausgangstür zu. Neben dieser Tür hingen an einem Garderobehaken ein Hemd, Schlips und Kragen. Sie gehörten offenbar dem Herrn Bruder. Ich ging direkt auf diese Sachen zu, hängte sie vom Haken ab, sagte: „Good bye!" und weg war ich.

Ich lief hinunter in die nächste Cafeteria, wo ich gut bekannt war, zog die Sachen an — sie waren mir alle ein bißchen zu weit —, frühstückte ausgiebig auf Kredit und lief dann auf den nahen Riverside Drive, um noch ein bißchen auf einer Bank zu schlafen. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Ueber die Terrassen, die Häuser, die Autostraßen und den Park blickte ich hinunter zum Hudson-Fluß, Dampfer zogen langsam vorbei und ich hatte plötzlich große Lust, zu reisen. Nach China, nach der Südsee, nach Afrika oder so. Aber in diesem Anzug hätte ich mich höchstens als Heizer auf einem Totenschiff anheuern lassen können. Am Ende wäre es gar nicht so dumm gewesen.

Sechs Tage Brötchen

Ich hatte schon wieder Hunger. Ich beschloß, mal nach Eastside hinüberzuschlendern, vielleicht würde sich dort ein Unterschlupf für mich finden, Bahnhof, Sandkiste oder etwas Aehnliches. Meine roten Pantoffel beschmierte ich mit Dreck, damit sie nicht so komisch aussähen. In Eastside fand ich nichts. Sicherlich lag das an meinem Ungeschick. Ich machte mir nicht viel draus, das Wetter blieb schön, man konnte schon eine Nacht im Freien verbringen. Es wurden dann allerdings sechs Tage und Nächte.

Einen Dime hatte ich in der Tasche, ein Zehncentstück im Werte von zweiundvierzig Pfennig. Dieser Dime ist ein Talismann, sagte ich mir; wenn du einmal wirklich am Verrecken bist, kannst du dir von diesen zehn Zents noch immer was zum Essen kaufen: ich berührte das Geldstück oft, ich schöpfte neue Kraft aus ihm.

Fröstelnd erwachte ich am Morgen des zweiten Tages auf einer Bank. Es war etwa fünf Uhr morgens. Vor den Häusern standen schon die Milch- und Sahnenflaschen und die schönen knusprigen Brötchen. Ich besann mich nicht lange, trank eine Flasche Milch aus und dann noch eine. Die Taschen aber stopfte ich mir mit Brötchen voll, mit Korinthenbrötchen. Sie sollten meinen Reservevorrat bilden, aber ich warf sie fort, wenn sie trocken wurden, es gab ja immer frische. Mit den Brötchen in der Tasche durchquerte ich große, unbekannte Stadtteile, trat gelegentlich auch an einen Schutzmann heran und fragte ihn nach irgendeiner Straße, die mich gar nicht interessierte, nur um mit einem Menschen ein Wort zu wechseln, oder ich besuchte die Gratisvorstellung eines Warenhauskinos, sah eine Unmenge von wissenschaftlichen und Wildwestfilmen, machte auch, eingekeilt zwischen Liebespärchen, ein Nickerchen; es wird ja nie hell gemacht in diesen Kinos. Einige Male legte ich auch lange Strecken umsonst mit dem Autobus zurück, es gab ja keine Kontrolle. Einmal kam ich in die Nähe meiner alten Wohnung, setzte mich dann auf eine Bank am Riverside Drive und verbrachte Stunden damit, Kieselsteine in den Fluß zu werfen. Ja, ich war trotz allem noch soweit bei Kräften, aus purer Langeweile ein recht kaltes Schwimmbad im Hudson zu nehmen, wobei ich mächtig meine Glieder regen mußte, um nicht von der starken Strömung ganz abgetrieben zu werden. Am stärksten litt ich unter Langeweile. Hungrig im eigentlichen Sinne war ich nicht, denn meine Milchflaschen und Korinthenbrötchen halfen mir den Bauch füllen, aber ich fühlte allmählich einen unbezähmbaren Appetit auf Fleisch. Ich hatte nicht die Absicht, mein Leben als Milchflaschendieb zu beschließen. Ein merkwürdiger Trieb veranlaßte mich, immer später vor die Haustore zu treten und meine Milchmahlzeit zu mir zu nehmen, erst um 7, dann gar um 8 Uhr, so daß jede Minute einer aus dem Tor treten und mich überraschen konnte. Aber ich blieb immer ungestört und unverhaftet. Mein Schicksal hatte mich wohl für andere Dinge aufgespart.

Eine Schinkensemmel und ihre Folgen

Am Vormittag des sechsten Tages trieb ich mich wieder in der Nähe meiner alten Wohnung herum. Plötzlich meldete sich der Fleischhunger mächtig. Es hielt mich nicht länger, ich stürmte in ein Automatenbüfett. Mein Dime brannte mir in der Hand. Da lagen Schinkenbrötchen aufgehäuft und, ohne nachzudenken, verzehrte ich eines. Als ich das Weißbrot mit Schinken, Salat und etwas Mayonnaise heruntergeschlungen hatte, wurde ich ganz traurig. Auf diesen Bissen Fleisch hatte ich mich all die Tage hindurch gefreut, und es war nun eigentlich auch nichts Rechtes gewesen. Jetzt war auch meine letzte Reserve dahin und mein Talisman dazu. Wütend blickte ich um mich.

Da sah ich an einem der Nachbartische einen Mann bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Apfelkuchen, und als ich ihn mir besser anguckte, da war es kein anderer als der Kerl, der mir damals auf dem Broadway das Geld abgenommen hatte. Toll! Jetzt guckte auch er mich an mit einem merkwürdig leeren Blick. Ich stand da mit meinem sechs Tage alten Bart, und der Kerl, der Fatzke, der Urheber meines Unglücks, war sauber und frisch rasiert und fraß seinen Apfelkuchen.

(Fortsetzung folgt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw